

Brillen her!

Autor(en): **Hannes**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Schule**

Band (Jahr): **14 (1928)**

Heft 31

PDF erstellt am: **01.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-533472>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Schweizer-Schule

Wochenblatt der katholischen Schulvereinigungen der Schweiz
Der „Pädagogischen Blätter“ 35. Jahrgang

Für die Schriftleitung des Wochenblattes:
J. Trogler, Prof., Luzern, Willenstr. 14, Telefon 21.66

Insertaten-Aannahme, Druck und Versand durch den
Verlag Otto Walter H. G. - Olten

Beilagen zur „Schweizer-Schule“:
Volkschule • Mittelschule • Die Lehrerin • Seminar

Abonnements-Jahrespreis Fr. 10.—, bei der Post bestellt Fr. 10.50
(Ehed. Vb. 92) Ausland Portozuschlag
Insertionspreis: Nach Spezialtarif

Inhalt: Brillen her! — Schulnachrichten — Himmelserscheinungen im August — Lehrerzimmer — Bei-
lage: Mittelschule Nr. 5 (hist. Ausgabe)

Brillen her!

Von Hannes.

O, wenn einer diese Brille erfinden könnte, die ich meine und nach der ich rufe! Dem gehörten nicht bloß ein Dokortitel und die Ehrenmitgliedschaft sämtlicher wissenschaftlichen Gesellschaften der Welt. Er überträte mit seiner Erfindung die kühnsten Erwartungen aller Jahrtausende; er wäre ein Tausendsassa, ein reiner Herrenmeister, einer, dem man überhaupt kein Denkmal setzen könnte, das seine Verdienste für die Menschheit auch nur einigermaßen zum Ausdruck brächte. Und doch brauchte es nur eine Brille zu sein, eine einfache, simple Brille, die in Millionen von Exemplaren über die ganze Welt verteilt werden müßte. Müßte, sage ich, denn kaufen wollte sie niemand, trotz ihres ungeheuren Wertes, trotz ihrer Vorzüglichkeit, trotz ihrer überaus scharfen Gläser — nein, nicht trotz, sondern wegen der seltenen Klarheit und Schärfe.

„Für wen soll denn diese Brille bestimmt sein?“ fragst du mich, mein lieber Freund. Für wen? Für den Arbeiter sowohl als für den Herrn Professor, für den Fischer auf dem Meer wie für den Aespler unter den Schroffen der Gebirgsklöste, für den Advokaten und Straßengelehrer, für den Schulgewaltigen, für den Techniker, für arm und reich, gescheit und dumm, gebildet und ungebildet, für den Schwarzen, Weißen und Roten, für den Kommu-

nisten und Konservativen, den Freisinnigen und Demokraten, so fern er — Kinder sein eigen nennt. Die gleiche Brillennummer gehörte ganz selbstverständlich — sogar in noch größerer Schärfe — auch auf die Nase der bessern Hälfte der Genannten, und noch vieler Millionen anderer. Es wäre ein Augenglas, das dem Betreffenden sein eigen Fleisch und Blut, sein Kind, so zeigen könnte, wie es ist, eine Brille, die die elterliche Blindheit in ein klares Sehen verwandelte, ein Sehen, das Millionen junger Menschen zum Heile wäre, in tausend und abertausend Fällen dem Leben des Heranwachsenden eine Richtung gäbe, die am Abgrund vorbei führte und viel, viel Kummer und Sorgen, Streit und Bosheit aus der Welt zu schaffen vermöchte.

O, diese Blindheit, diese Affenliebe! Kaum wäre es zu glauben, was dieses Uebel an Unglück anrichtet, wenn nicht jeder Gelegenheit hätte, immer und immer wieder die Folgen der elterlichen, großmütterlichen usw. Blindheit mit eigenen Augen zu sehen. Aber so ist es eben, man sieht's bei andern, bei sich selber aber findet man kein Splitterchen im Auge. Grad so, wie's in der Bibel so schön und treffend vom Splitter und Balken heißt.

Ich glaube, daß im Paradies durch den Sün-

 **Unsere Reisekarte** versendet wie bisher Herr Prof. W. Arnold, Zug.
Man wende sich im Bedarfsfalle an diese Adresse, nicht an den Aktuar des kath. Lehrervereins.

denfall die elterliche Blindheit als eine ganz böse Folge des Ungehorsams dem Menschen zum Erbstück geworden ist. Sie steht so sehr in unserem Wesen, daß jener Geistliche, der auf der Kanzel behauptete, eine Mutter, die nicht blind sei, wäre ein Weltwunder, nicht gar zu sehr neben das Ziel geschossen hat. Es liegt so ganz in der Natur des Menschen, sich selbst gewissermaßen als das Zentrum der Umwelt zu betrachten und sein Kind als etwas so Edles, Vollwertiges, weil man eben sein eigenes Ich im Sprößling verkörpert sieht, daß es furchtbar schwer fällt, einem Vater oder gar einer Mutter das Kind so zu zeigen, wie es wirklich ist.

In dieser Hinsicht besteht kein allzu großer Unterschied, ob das Kind in Lumpen wandle oder in seinem Park mit seinem Ziegenbock vor dem eleganten Zweiräder spazieren fährt. Ueberall liegts im Blut, wie der Volksmund sagt, das eigene Kind zu schützen, wie ja auch die Gluckhenne ihre Küchlein in blinder Abwehrstellung zu verteidigen weiß. Das ist's eben: Es steckt in uns halt immer noch etwas vom Tier, das sein Recht zum Leben für sich und Nachkommenschaft im Kampfe wahren zu müssen wähnt.

Man verstoße den Hannes recht: Hoch und heilig ist die Liebe der Eltern zu den Kindern, so erhaben und würdig, wie es das vornehmste Gut, das die Menschen besitzen können — eben das Kind — verdient. Wo aber diese Liebe eine rein natürliche, eine blinde ist, da fragt man sich oft mit Recht: Wo, um's Himmelswillen, ist hier der Unterschied des Menschen zum Unvernünftigen? Lies einmal nach, lieber Leser, was Alban Stolz in seinem Buch: „Spanisches für die gebildete Welt“ im Kapitel 78 über diese Angelegenheit zu sagen hat. Es ist scharfer Tabak. 's macht aber nichts, und weil in meinem Aufsatze nun einmal auch nicht mit Glacéhandschuhen hantiert wird, möchte ich für den Leser, dem vielleicht das „Spanische“ von Alban Stolz noch gar zu spanisch ist, das betreffende Kapitelchen vom bekannten Volksschriftsteller grab her legen. Also, lieber Leser, gelt, nimmst es recht zu Herzen, was er dir sagt, sofern du dafür Verwendung hast:

„In dem Dampfboot, das uns vollends nach Bourdeaux liefern sollte, sah ich eine junge Dame vornehmen Standes, die mit wichtiger Miene einen Sprößling oder Ableger auf dem Schoße hielt. Vorerst mußte ihre Dienstperson fast eine Viertelstunde lang vor ihren Augen die Suppe rühren, dann nahm sie selbst die Schüssel in die Hand, um durch eigenes Rühren der Suppe noch die höhere Weihe zu geben, und zuletzt wurde feierlich dem Kinde die zubereitete und geprüfte Nahrung beigebracht. Ich habe auch sonst schon bemerkt, daß vornehme Weiber an öffentlichen Orten gern Ostentation treiben mit ihrer Mütterlichkeit, und gleich-

sam wie Priesterinnen allgemein die höchste Ehrfurcht zu erwecken meinen, wenn sie ihrem Götzenbild die Nahrung reichen. Es kommt dieses zum Teil daher, weil in vielen Lehr- und Unterhaltungsschriften für gebildete Stände, ja selbst in Predigten mit süßlichen Phrasen die Mutterliebe hochheilig gesprochen, angebetet und als etwas Unausprechliches gepriesen wird. Frauen, die solches schon gehört und gelesen haben, bilden sich dann ein, sie seien wahrhaft übernatürliche Wesen und müßten die Bewunderung und heilige Ehrfurcht der Welt sich zuziehen, wenn sie ihrem Kinde mütterliche Abwartung angedeihen lassen. — Ich für meinen Teil bin in dieser Beziehung ganz anderer Ansicht als jene süßen Schmeichelschriftsteller. Die Mutterliebe ist weiter nichts als eine erweiterte Selbstliebe, ein Naturtrieb, der bekanntlich bei den Tieren ebenso stark zu finden ist. So wenig ich daher die Schwalbe bewundere, die im eigenen Hunger die aufgefangene Nahrung nicht selbst verzehrt, sondern ihren Jungen bringt, so wenig bewundere ich ein Mutterweib, das für sein Kind sorgt. Was ich an der Schwalbe wie an der Mutter bewundere, ist allein Gott, seine Allmacht, Weisheit und Güte. Ihm allein gebührt Verherrlichung, daß er Mensch und Tier innerlich mit großer Kraft nützt, für die Nachkommenschaft so sehr und mehr als für sich selbst zu sorgen, so lange diese Pflege nötig ist. Ja, ich finde, daß bei dem Tiere dieses Naturgesetz noch reiner und schöner sich zeigt und Gott verherrlicht, als bei den meisten Menschen. Bei den Menschen wird sehr oft die Schönheit des Naturgesetzes gestört, weil eben durch die Sündhaftigkeit und unnatürliche Lebensverhältnisse die reine, ursprüngliche Natur verzerrt ist, und zwar nach zwei Seiten hin. Man denke zum Beispiel an die Anstalten, welche man für nötig befunden hat, damit weniger neugeborene Kinder von ihren Müttern umgebracht werden: an die Findelhäuser. Ferner ist es erwiesen, daß in volkreichen Städten zuweilen ein Kind absichtlich durch Hunger beseitigt wird, und zwar nicht auf einmal, sondern recht langsam, indem das Kind so viele Nahrung bekommt, als notwendig ist, damit sein Tod erfolge, ohne bei der Umgebung und bei der Polizei unangenehmes Aufsehen zu machen. Dieses ist die eine Seite. Die andere ist ebenso nichtsnutzig; nämlich infolge der Kultur artet, besonders in vornehmen Ständen, die angeborene Mutterliebe zu einer häßlichen Karrikatur aus. Die mütterliche Liebe grenzt bei mancher Dame an Wahnsinn und Gottlosigkeit, und was ursprünglich so schön ist, wird bei ihr zu einem Laster, weil sie ihren Naturtrieb, die Liebe zu ihrem fortgesetzten Stück Fleisch, für eine Tugend ansieht, und weil sie nicht gelernt hat, die Vernunft über den Trieb herrschen zu lassen, so läßt sie sich haltlos leiden-

schafflich, bigig, ich möchte sagen ingrimmig und krankhaft, von ihrer nervös aufgeregten Mutterliebe zu blindem Sklavendienste gegen ihre Kinder fortzuziehen. Das Kulturweib begeht nicht minder einen Mord, als die arme Magd, welche aus Elend und Angst ihr Kind tötet, von dessen Fortleben ohnedies nur Trauriges zu erwarten gewesen wäre; die Madame begeht nämlich einen moralischen Kindsmord, dem zuweilen auch noch physisches Siechtum und Ableben folgt. Verworbene Buben und Mädchen, die von ihren armen Eltern verwahrloßt sind, gewähren allerdings keinen erbaulichen Anblick; allein die verzogenen Kinder einer vornehmen Familie erwecken unendlich mehr sittlichen Ekel. Man fühlt heraus, daß das Edle, was die Jugend von Natur aus an sich hat, viel gründlicher und unwiderbringlicher vergiftet ist bei angebeteten Herrenkindern, als bei rohen, ungeschliffenen Bauernjungen.

„Wahrhaft verehrungswürdig erscheint mir die Mutterliebe nur da, wo sie religiös geweiht ist. Es ist ein geistig schönes Schauspiel, wenn eine christliche Mutter die junge Seele ihres Kindes fliegen lehrt, d. h. Gott zuzuwenden sucht, indem sie ihm ehrerbietig von Gott spricht, es mit sich in die Kirche nimmt, mit ihm betet und für es betet, es lehrt, aus Rücksicht auf Gott das Böse zu meiden, und von Herzen wünscht, daß es lieber sterbe, als daß es einmal Gott vergessen werde. Eine solche Mutterliebe hat allein das mit dem Tier Gemeinsame abgestreift und ist eine gottähnliche, heilige Liebe geworden; und am Sonnenschein einer solchen Mutterliebe sind schon große, heilige Männer gediehen, wie z. B. Basilius der Große, der hl. Ludwig.“

Nicht wahr, Alban Stolz nennt das Kind beim rechten Namen, und wenn's auch hart klingt, so ist's halt doch alleweil ernst-bittere Wahrheit. Darum handelt es sich also für vernünftige Eltern, von der rein natürlichen — wir dürfen den Ausdruck schon brauchen —, von der tierischen Liebe sich empor zu ringen zur wahren christlichen Nächstenliebe, die in der Liebe zum Kinde in erster Linie darum den Höhepunkt erreicht, weil ihnen der Herrgott nicht bloß einen Stammhalter, einen Blutsverhalter gegeben, sondern eine unsterbliche Seele anvertraut hat, die sie für die ersten Lebensjahre auf dem Wege zum endlichen Ziele zu führen und zu leiten haben. Ja, so sollte es sein. Das Leben lehrt uns aber, daß wirklich nur wenige Eltern so weit gekommen sind. Selbst in guten, wackeren Familien steckt man diesbezüglich oft noch mit beiden Füßen so tief in der Erbscholle, daß der Start zum Höhenflug wahrhaft christlicher Erziehungs- und Lebensauffassung unmöglich wird.

Es läßt sich nicht leugnen: Dieses Ringen eines Vaters und einer Mutter nach e h t e r Liebe zu

ihren Spröhlingsen ist nicht leicht, und die Blindheit in bezug auf die Kinderfehler ist manchmal wirklich kaum mehr zu verstehen. Daß ein Junge ein Flegel und Faulpelz ist — nun, das gibt man, sofern das Beweismaterial des Lehrers und Erziehers erdrückend ist, schließlich noch zu. Aber mangelnde Intelligenz?! Puh, das geht schon viel schwerer. Von welchem Elternteil soll denn dies Erbstück stammen? Beide sind sich ja ihrer geistigen Qualitäten so sehr bewußt, daß man an einen Intelligenzmangel des Spröhlings einfach nicht glaubt. Es gibt für den Lehrer manchmal recht tragikomische Geschicklein zu erleben, wenn letzten Endes der eine Elternteil den andern für die geistigen Besonderheiten des Kindes verantwortlich zu machen sucht. „Ja, er (der Mann!) war eben auch nicht der Hellste in der Schule!“ Oder umgekehrt. Zu solchen Diskussionen kommt's allerdings nicht jede Woche. Norm ist, daß die Eltern ihr Kind in den Schutz nehmen, sobald Drittpersonen so oder so die schlimmere Seite des Zöglings vorzuzeigen in der Lage sind. Wir Leute der Schule erleben das so oft, wie wohl sonst außer dem Seelsorger niemand.

Es gäb' da so vieles zu erzählen, daß man nicht fertig würde. Der Hannes verzichtet darauf, da wohl jeder Leser aus eigener Erfahrung berichten könnte. Auch tieftraurige Berichte wären hier anzuführen. Es ist ein schlechter Trost für den Lehrer und Erzieher, wenn er Eltern sagen muß: „Wartet nur ein paar Jährlein, und ihr werdet die Früchte eurer Erziehung, eurer Blindheit so sicher ernten, als ihr mir meiner Aufrichtigkeit wegen jetzt Vorwürfe macht.“ Wenn dann diese Strafe kommt, ist's fast immer zu spät, dem jungen Menschen noch irgendwie erzieherisch beizukommen. O, wie manche bittere Träne würde nicht geweint, wie manches Vater- oder Muttergrab schlösse sich um viele Jahre später, hätten die Eltern die Gnade gehabt, ihr Kind so zu sehen, wie es war. Nicht wahr, lieber Leser, es geht dir wie mir; wenn du liest, daß da oder dort ein Mensch seine eigenen Eltern umgebracht hat — und so berichteten gerade in letzter Zeit die Blätter wieder —, dann läuft es dir kalt den Rücken hinauf! Wie oft ist das aber nur der Schlupfunkt einer verfehlten, auf blinder Liebe aufgebauten Erziehung! Wie oft fährt die Faust des Verzärtelsten auf jene Lippen, die nicht müde wurden, das Kind zu küssen, zu rühmen, zu verteidigen!

Manchmal judt es einen schon recht ordentlich in den Fingern, wenn man an besonders drastischen Beispielen diese elterliche Blindheit erfahren muß. Bis zur Borniertheit wird diese „Liebe“ manchmal getrieben, und man könnte sich die blinde Dame, den entrüsteten Vater ganz gut auf einem Baume Afrikas vorstellen, wie sie, mitten unter einem ge-

wissen Völklein sitzend, ihren „Jungen“ Läufe und Klöße suchen. „Affenliebe!“

Solche Eltern kennen weder die Geschichte Heils und seiner bösen Söhne, noch wissen sie etwas von jener „Fremden Sünde“: Die Sünde anderer nicht bestrafen. — Hundert und tausend Ausreden werden vorgebracht, um die Fehler und Mängel der Kinder zu entschuldigen; die ganze Welt ist schuldig, nur das „arme, verfolgte Kind“ nicht. Mit Schule und Kirche, mit Nachbarn und Verwandten überwirft man sich, weil man nicht einflieht, nicht erkennen will, wie sündig und fehlerhaft das „eigene Fleisch und Blut“ nun einmal ist. Da könnte man mit unserm Herrn so oft ausrufen: „O, daß du es doch erkennstest, was dir und allen zum Heile dient!“

Der Hannes erwartet durchaus nicht, etwa durch diesen Artikel einen blinden Vater oder eine solche Mutter zu belehren. Viele haben es eben so, wie so manche Geistesranke im Irrenhaus, die meinen, die ganze Umgebung sei verrückt, nur sie selber nicht. Was ich mit diesen Zeilen möchte, ist, daß der eine oder andere Berufsgenosse, der unter der Blindheit von Eltern besonders zu leiden hat, sich bewußt werde: Da handelt es sich um ein Krebsübel, gegen das anzukämpfen eine ebenso notwendige, als schwere und undankbare Arbeit ist. Daß man seinen eigenen Kindern gegenüber von Natur aus eher zur Annahme des Guten und Erfreulichen geneigt ist und anderes nur ungern hört, liegt nun einmal in der Natur des Menschen. Nur sollte sich aber jeder vernünftige Vater und jede pflichtbewußte Mutter dieser Tatsache bewußt sein und wissen, daß es für den Elternteil oft sehr schwer ist, vorbehaltlos das Kind so zu nehmen, wie es ist. Hier sollte man eben die Brillen beschaffen können, nach denen ich eingangs gerufen. Weil diese aber noch nicht erfunden sind, sollten es sich gewissenhafte Eltern immer und immer wieder

lagen, daß es Fälle gibt, in denen ihr Kind von einem „Fremden“, vom Seelsorger und Lehrer, viel objektiver beurteilt werden kann, als von ihnen selber; das Urteil eines Unparteiischen wiegt denn doch schwerer. Es wird zwar immer heißler, den Eltern diese Ueberzeugung beizubringen. Denn der Schwall von Worten, der Schwindel und die Phrasendreschereien über die Majestät des Kindes, die schrecklich verheerenden Irrlehren auf dem Gebiete der Erziehung u. so vieles andere haben leider auch viele sonst gute Eltern so konfus gemacht, daß sie sich einfach nicht mehr zurecht finden. Oder ist es nicht eine verhängnisvolle pädagogische Irrlehre, wenn eine moderne Schriftstellerin Edna Ferber in ihrem Roman „Das Mädchen (Verlag Enoch in Hamburg) schreibt: „Wenn in der Bibel nicht nur stünde: ‚Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren‘, sondern auch: ‚Du sollst deinen Sohn und deine Tochter ehren‘, so gäbe es bedeutend weniger Elterger auf der Welt.“!

Es ist eine hohe Aufgabe all' jener, denen die Erziehung des heranwachsenden Menschen anvertraut ist, den blinden Eltern den Star zu stechen und sie lebend zu machen für die Nöten, Gebrechen und Mängel ihrer Kinder, aber auch für all' das Gute und Edle, das im Herzen des heranwachsenden Menschentandes schlummert. Wenn's sein muß, gehe es einmal im jungen Leben um Biegen oder Brechen! Oh, wie viele, die sonst noch mit Entschlossenheit die Wasserschosse im Kinderherzen zurück zu schneiden bereit waren, verlagten im entscheidenden Augenblick — eben wieder der blinden Liebe wegen. —

Hat der Hannes also nicht recht, wenn er nach der Zauberbrille ruft, nach der Brille, die den Eltern ihr Kind so zeigt, wie es ist, nach der Brille, die Millionen zum Segen, zum zeitlichen und ewigen Glücke werden müßte?!

Schulnachrichten

Zürich. Das Heer der Schüler im Kanton Zürich ist um einige tausend Köpfe größer, als die Einwohnerzahl verschiedener kleiner Kantone. Es beträgt, vom „Häfel“-Schüler (Kleinkinderschüler) bis hinauf zum Doktoranden der Hochschule mehr denn 75,000. Der Kanton gibt für die Schulen im Jahr über 17 Millionen Franken aus. Es wirken an den diversen Unterrichtsanstalten annähernd 2300 Lehrkräfte, wovon 1343 auf die Primarschule entfallen.

Luzern. Totenklage. Drei Schulmänner wurden jüngst in die ewige Heimat abgerufen, die auch in der „Schweizer-Schule“ ein Nachwort verdienen. In Beromünster starb im Alter von 63 Jahren Hr. Josef Widmer, Kanonikus. Er

wurde schon 1896 als Schulinspektor des Kreises Willisau gewählt (als Pfarrhelfer von W.), später — als er Diasporapfarrer in Zofingen war — wurde ihm der naheliegende Kreis Altishofen zugeteilt, und als er 1914 Pfarrer in Schwarzenbach wurde, erhielt er noch den Kreis Hightirch dazu. — Ueberall wirkte er mit großem Sachverständnis und war ein Freund der Lehrerschaft. Sie wird ihm ein gutes Andenken bewahren. — Ebenfalls in Münster schloß sich am 23. Juli das Grab über einem ehemaligen Lehrer und lieben Kollegen, Hrn. Johann Galliker, Gemeindefreiber in Gunzwil. Er wirkte in jungen Jahren als Lehrer in Diels und Gelfingen und wurde 1904 als Gemeindefanzler in seine Heimatgemeinde Gunzwil berufen. Alle, die ihn kannten, werden den lieben Verstor-